

**„Biologische Modelle und ihre ethischen Implikationen: Translating Doping“
Tagung des Verbundprojekts in der Villa Vigoni
05.-08.07.2010**

Nachdem das Projekt die erste Phase für die Aufarbeitung zentraler Modelle und Argumentationen zum Doping verwandt hat, heißt es nun den Blick zu erweitern und zu vertiefen. Wir suchen Beiträge die eine Verbindung herstellen von wissenschaftstheoretischen, anthropologischen und ethischen Problemen, die im Hintergrund der Doping-Debatte liegen. Dabei wird es sowohl um philosophische Schwierigkeiten biologischer Modellbildung gehen wie um deren begriffsanalytische Explikation. Ferner stehen Themen der ‚Biophilosophie‘ auf dem Programm, bei der es darum geht „methodologische, methodenkritische und ontologische Überlegungen so zusammenfließen zu lassen, dass das spezifische Verhältnis von Forscher und Forschungsgegenstand in der Biologie adäquat zur Geltung kommt.“ (Kristian Köchy, Biophilosophie. Hamburg 2008, S. 28) Es wird also darum gehen, methodische Verfahren wie Modell, Experiment, Theorie mit Themen wie Verantwortung und gesellschaftlicher Bedeutung zu verbinden. Bedeutsam ist auch die kritische Hinterfragung des Systems von Wissensgewinnung und -verwertung in Biologie, Pharmazie, Wirtschaft. Ferner sollen philosophisch-anthropologische Grundannahmen an konkreten Wissensformen der Biologie geprüft werden. Konzepte wie Perfektibilität (Rousseau), der Mensch als Mängelwesen (Gehlen), exzentrische Positionalität (Plessner), Unverfügbarkeit biologischer Grundlagen (Habermas) wollen wir mit ausgesuchten Experten gemeinsam diskutieren.

Inhalt

- 1 Programm
- 2 Abstracts der Vorträge

1 Programm

Dienstag, 06.07.2010

9.15h-10.15h

Christoph Asmuth (TU Berlin)

Homo faber oder homo laborans. Menschenbilder im Konflikt

10.15h-11.15h

Nele Schneidereit (Dresden)

Grenzen des Doping? Die natürliche Künstlichkeit der exzentrisch positionierten Seinsweise (H. Plessner)

Pause

11.45h-12.45h

Alessandro Bertinetto (Udine)

Doping und Dopingdiskurse
Biologische, ethische und ästhetische Aspekte des Normalitätsbegriffes in der medialen Darstellung des Dopings

13.00h-15.30h – Mittagessen

15.30h-16.30h

Francesca Micheli (Trento)

Modelle des Organischen: Plessner und Jonas im Vergleich

16.30h-17.30h

Kai U. Gregor (Berlin)

Zum Problem ethischer Selbstverständigung in der Moderne

Pause

18.00h-19.00h

Christoph Binkermann (Berlin)

Welche Vergenz verträgt die Moral?
Der evolutionswissenschaftliche Umgang mit ethischen Problemen

Mittwoch, 07.07.2010

9.15h-10.15h

Cristiana Senigaglia (München/Triest)

Bioethik im Leistungssport und ihr Verhältnis zur Ökologie

10.15h-11.15h

Benedetta Bisol (Berlin)

Bionische Körper: die Interaktion zwischen Körper und Technik am Beispiel der Prothetik

Pause

11.45h-12.45h

Dorit Simon (Berlin)

Das Gesundheits-Kontinuum der Salutogenese
Ein gesundheits-psychologisches Modell und seine ethischen Implikationen

13.00h-15.30h – Mittagessen

15.30h-16.30h

Elvan Kut (Zürich)

Der unmoralische Wirkstoff
Eine Betrachtung pharmakologischer Modelle der Leistungssteigerung

16.30h-17.30h

Patrick Grüneberg (Berlin)

Funktion von Reduktionismen
Methodologische Fragen an eine der Konstituenten wissenschaftlicher Forschung

Pause

18.00h-19.00h

Martin Boyer (Zürich)

Doping und pharmakologische Wirkungszuschreibung

2 Abstracts der Vorträge

Christoph Asmuth (Berlin)

Homo faber oder homo laborans. Menschenbilder im Konflikt

Der Begriff des *homo ludens*, des spielenden Menschen ist durch Johan Huizinga in die Diskussion (1938) gekommen. Der Sache nach ist die Vorstellung allerdings eine Idee der Aufklärung. Friedrich Schiller beispielsweise hebt in seinen Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* die Wichtigkeit des Spielens hervor. Ähnlich äußert sich der Philanthrop Peter Villaume. Eine ganze Generation spricht sich gegen die Spezialisierung, Mechanisierung und Maschinisierung des Lebens aus. Dabei wird der Spielbegriff mit dem Begriff der Ganzheitlichkeit verbunden („der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“). Damit bildet sich bereits in der Spätaufklärung eine Frontstellung gegen die entfremdende Arbeit, die den Menschen und seine Fähigkeiten partikularisiert.

Aber auch das Komplement des *homo ludens*, der *homo laborans*, der arbeitende Mensch, ist ein Produkt der Aufklärung. Als *Homo faber*, schaffender (Handwerker) Mensch, wird er in der philosophischen Anthropologie nicht selten als Negativfolie benutzt (vgl. Max Scheler; *Die Stellung des Menschen im Kosmos*). Der Mensch der Moderne verändert sich und seine Lebenswelt. Er schafft durch seine Arbeit eine neue Welt nach seinen Vorstellungen. Deswegen wertet Hanna Arendt den *homo faber* („*Vita activa* oder vom tätigen Leben“, 1958) gegenüber dem *animal laborans* auf.

In Bezug auf den Sport treten *homo ludens* und *homo laborans* in ein Konfliktverhältnis, das gesellschaftliche Wirklichkeit und konzeptionelle Typisierung des Sports durchdringen. Auf der einen Seite stehen Versuche, den Sport als Spiel zu konzipieren. Damit wird der Sport Bereichen geöffnet, die viel mit der Kunst, dem Tanz, dem Performativen, dem Circenischen gemein haben. Auf der anderen Seite ist der Sport in das System der gesellschaftlichen Zwecke eingebun-

den, die sich vornehmlich durch Arbeit definieren. Das betrifft nicht nur den Sport *als* Arbeit, etwa im Profisport. Das betrifft genauso den Betriebssport, Gesundheitssport und den therapeutischen Sport, also alle Sportformen, in denen es darum geht, Gesunderhaltung und Gesunderhaltung zu erreichen, um arbeitsfähig zu werden oder zu bleiben. Es gibt daher nicht nur in der Exklusivität des Hochleistungssports eine belastbare Brücke zwischen Sport und Arbeit. *Homo ludens* und *homo laborans* begegnen sich an denselben Sportstätten, meist sogar in derselben Person.

Beide Menschenbilder haben ihre offenkundige Berechtigung, und es gibt gute Argumente für beide Vorstellungen. Der Beitrag wird angesichts dieser Ausgangslage zunächst kurz einige skizzenhafte historische Positionen referieren, um die Frontstellung beider Menschenbilder zu umreißen. Dann werde ich auf die Verschärfung des Konflikts eingehen, die durch eine Situation entsteht, die einerseits aus einer Mischung aus Effizienzdruck und technischer Potenzierung besteht (Kritik am *homo laborans*), andererseits aus einer Mischung von vermeinter Ursprünglichkeit und Verweigerung der Moderne (Kritik am *homo ludens*). Die Perspektive soll geöffnet werden zum selbstbestimmten modernen *homo culturalis*, der sich zu dem bildet, was er ist, nicht *gegen* den Gegensatz von *homo ludens* und *homo laborans*, sondern *durch* deren Gegensatz. Mit dem *homo culturalis* tritt eine dezidiert nicht-anthropologische Bestimmung des Menschen auf. Dadurch wird der Mensch nicht durch seine (semi-)biologische Klassifizierung äußerlich beschrieben oder aus ihr heraus entwickelt, sondern bestimmt sich selbst in seinen Vollzügen, seinen Seins- und Funktionsweisen, u.a. *auch* als biologisches Gattungswesen und auf dessen Grundlage. Seiner Kulturalisierung in der Moderne obliegt die Aufgabe, sich in seinen Gegensätzen selbständig als Person zu etablieren, Fremdbestimmungen durch Selbstbestimmungen zu ersetzen. Ob dies nur gelingt, wenn er sich dazu technischer Mittel bedient, hängt wesentlich von der Zwecksetzung ab, die

Selbstzwecksetzung ist. Im Sport und seinem Dopingproblem sind die genannten Momente inszenatorisch dicht beieinander und lassen sich unschwer identifizieren.

Nele Schneiderit (Dresden)

Grenzen des Doping? Die natürliche Künstlichkeit der exzentrisch positionierten Seinsweise (H. Plessner)

Doping lässt sich als Gestaltung des Körpers und des Körperverhältnisses beschreiben. Der Beitrag wird das Wesen und die Konsequenzen für das Selbstverhältnis dieser Gestaltung im Rahmen von Helmuth Plessners philosophischer Anthropologie ausloten. Plessner will den so genannten cartesianischen Dualismus von Körper und Geist/Seele in seiner philosophischen Anthropologie überwinden, indem er die Doppelaspektivität unseres In-der-Welt-Seins phänomenologisch aufweist und biophilosophisch durch den Begriff der Grenze und des Grenzverhältnisses begründet. Person ist das Mensch genannte 'lebendige Ding', das zwischen Natur und Kultur steht. Der Mensch realisiert sich als *exzentrische Positionalität* 'diesseits und jenseits des Bruches, als Seele und als Körper *und* als die psychophysisch neutrale Einheit dieser Sphären'. Die personale Sphäre zerfällt material in Außen- und Innenwelt sowie nicht-material in die Sphäre der Mitwelt – in traditioneller Begrifflichkeit: in Körper, Seele und Geist. Die *Außenwelt* stehe unter dem Doppelaspekt, ein Leib zu sein und einen Körper zu haben. Die *Innenwelt* zerfällt in relativ feste psychischen Anlagen und die Prozessualität des Erlebnisses, während die *Mitwelt* durch die unüberbrückbare Differenz von allgemeinem und individuellem Ich gekennzeichnet ist. Alle drei Sphären sind in sich und miteinander vermittelt in der und durch die Sphäre der Mitwelt – Körper- und Selbstverhältnisse sind sozial imprägniert. Die Weise der Vermittlung stellt Plessner durch drei weitere Strukturbedingungen dar; die 'anthropologische Grundgesetze' der natürlichen Künstlichkeit (*dass wir handeln müssen*), der

vermittelten Unmittelbarkeit (*dass wir irgendwie handeln müssen*) und des utopischen Standortes (*dass unsere konkrete einzelne Handlung eine Besonderung aus einem Allgemeinen ist*).

In der Diskussion um Doping sticht besonders das Schlagwort von der 'natürlichen Künstlichkeit' ins Auge, durch das herkömmliche Begriffe unreflektierter 'Natürlichkeit' infrage gestellt werden. Dabei ist die Vermittlung der natürlichen Künstlichkeit mit den anderen beiden 'anthropologischen Grundgesetzen' zu beachten. Das Verhältnis zu unserem Körper ist immer schon irgendwie gestaltet, soziokulturell überformt – wir haben bestimmte Erwartungen an unseren Körper, wir kleiden und bewegen ihn gemäß bestimmter Erwartungen, er ist das Medium unserer Ausdrucksintentionen. Gleichwohl setzt unser individueller Körper uns Grenzen der Formbarkeit, schiebt sich selbst formend zwischen unsere Intention und ihre Erfüllung (der souveräne Auftritt wird durch das flammend rote Gesicht gestört, der Meniskusrisso des Skiläufers will nicht verheilen). Wenn unsere Natur darin besteht, unser Handeln und unseren Körper in bereits kulturell entwickelten Formen zu gestalten, lässt sich dann eine Grenze dieser Gestaltung rechtfertigen? Was spricht bei einem natürlicherweise künstlichen Selbst- und Körperverhältnis gegen Leistungsverbesserung mit künstlichen Mitteln? Lassen sich ethische Einwände formulieren oder kann auf Grundlage von Plessners philosophischer Anthropologie nur auf pragmatische Fragen der 'fairness' gleicher Startbedingungen im Wettkampf verwiesen werden?

Alessandro Bertinetto (Udine)

Doping und Dopingdiskurse

Biologische, ethische und ästhetische Aspekte des Normalitätsbegriffes in der medialen Darstellung des Dopings

Doping im Sport ist hauptsächlich aus zwei Gründen moralisch geächtet: Erstens haben gedopte Athleten vor nicht gedopten Athleten

einen Vorteil, den sie durch Doping auf unfaire Art und Weise erreichen. Zweitens ist Doping gesundheitsgefährdend.

Aufgrund der Einnahme leistungssteigernder Substanzen rückt der Athlet in einen Bereich, der sich in zweierlei Hinsicht außerhalb der Normalität befindet. Zum einen stimmen die physiologischen Werte des Athleten nicht mit den aus medizinischer Sicht „normalen“ überein. Zum anderen steigern die Erfolgchancen des gedopten Athlets im Wettbewerb über das „normale“ Maß hinaus, dasjenige Maß also, das ohne Einfluss leistungssteigernder Substanzen sonst möglich wäre. Es ist aber bekanntlich nicht einfach, festzulegen, worin Normalität im medizinischen Sinne besteht. Die momentane oder dauerhafte Alteration motorischer und sensorischer Fähigkeiten kann beispielsweise auch durch Substanzen verursacht werden, die keine leistungssteigernde Wirkung haben. Im Allgemeinen kann man behaupten, dass Normalität im gesundheitlichen Sinne nur mit Bezug auf ihre Negation definiert werden kann (etwa Krankheit, Leistungssteigerung).

Außerdem scheint die Freigabe des Dopings der einzige Weg zu sein, um die durch Doping hergestellte Ungleichheit zu beseitigen, und somit ein Kriterium der Normalität aus ethischer Sicht (Chancengleichheit) zu gewährleisten.

Mediale Dopingdiskurse amplifizieren ferner die Alterationseffekte des Dopings selbst. Die Verbreitung des Dopings ist mit der Veränderung des Sports zum Spektakel verbunden, die von der medialen Darstellung gefördert wird. Zeitgenössische Medien und Kommunikationstechniken konstruieren somit einen Dopingdiskurs, in dem die dialektische Korrelationalität von Doping und Normalität, die oben im medizinischen und ethischen Sinne skizziert worden ist, ins Mediale übersetzt wird. Ausgehend von der medialen Darstellung des Dopings beabsichtigt mein Beitrag, biologische, ethische und ästhetische Implikationen des Normalitätsbegriffs zu erörtern.

Francesca Micheli (Berlin)

Modelle des Organischen: Plessner und Jonas im Vergleich

Plessner und Jonas scheinen gewissermaßen ein gemeinsames Schicksal zu teilen: sie werden nämlich fast ausschließlich für ihre Untersuchungen in den Bereichen Anthropologie und Ethik rezipiert und anerkannt, nicht aber für ihre Grundlegung derselben in einer umfassenderen Theorie des Organischen bzw. des Lebens. Plessner wird im Allgemeinen nur in Verbindung mit den Repräsentanten der philosophischen Anthropologie gelesen, während Jonas' Ruf auf seinem Engagement für eine Ethik der technologischen Zivilisation beruht, die Verantwortung auch für zukünftige Generationen und für nicht-menschliches Leben einfordert. Dennoch ist inzwischen ihre Bedeutung für ein theoretisches Verständnis des Lebendigen tout court nicht zu leugnen. Der Ausgangspunkt beider Philosophen ist ein gemeinsamer: Es ist die Unzufriedenheit mit den Dualismen und ihre Kritik, in besonderer Weise an dem Cartesianischen Schema und an der klaren Trennung zwischen einer Welt der reinen Innerlichkeit, die ausschließlich dem Menschen zugeschrieben werden könne, und einer rein äußerlichen Welt der Natur, aufgefasst als träge Materie. Weder Plessner noch Jonas beabsichtigen aber, die Spaltung dadurch zu überwinden, dass sie auf einen Monismus der Indifferenz zurückgreifen bzw. auf eine metaphysische Einheit, in der die Differenz von Geist und Materie eliminiert wäre. Die Grundthese, die sie verbindet, ist eher die, dass die Sphäre der Innerlichkeit keine Sonderzone sei, welche die menschliche Natur auszeichnet, sondern vielmehr auf das ganze Reich des Lebendigen ausgedehnt gehöre. In ihren Überlegungen gehen sie vom Subjekt als lebendigem Körper aus, der nicht reduziert werden darf auf Dimensionen, die erst auf einer sehr späten Stufe der Geschichte des Lebens auftreten. Ich werde versuchen, einen Vergleich zwischen ihren beiden Konzeptionen des Organismus anzustellen, so wie sie in ihren

grundlegenden Werken – Die Stufen des Organischen und der Mensch (1928) und The Phenomenon of Life (1966) – vorgestellt werden sind.

Kai Gregor (Berlin)

Zum Problem ethischer Selbstverständigung in der Moderne

Der Beitrag soll die Grundlagen ethischer Selbstverständigung kritisch untersuchen. Er wird sich in vier Teile gliedern.

Der erste Teil wird die gegenwärtig innerhalb der philosophischen Forschung, insbesondere der Bioethik, sich abzeichnende Tendenz thematisieren, aufgrund der wachsenden technischen Machbarkeiten eine zunehmende Auflösung der menschlichen Natur zu diagnostizieren. Hierzu sollen die in diesem Diskursfeld einschlägigen Naturbegriffe betrachtet werden.

Unter Rückgriff auf Kants Theorem der *Kopernikanischen Wende* und der darin vorgenommenen Begründung im Praktischen wird der zweite Teil sich kritisch mit den Positionen der sogenannten Biokonservativen und Transhumanisten auseinandersetzen – und einen dritten Weg vorschlagen, der die grundlegende Sonderstellung und Bedeutung der Ethik für alle Lebensbereiche skizziert. Die These ist, dass nach einer kritischen Revision des Naturbegriffs sowohl die Warnungen vor den Gefahren eines Verlust der Natur durch die Biokonservativen als auch die schrankenlosen Fortschrittshoffnungen der Transhumanisten einer Relativierung bedürfen.

Im dritten Teil sollen die Grundlagen der Kantischen Ethik einer kritischen Untersuchung unterzogen werden, inwieweit sich seine These, der Mensch sei ein Wesen zweier Welten, als haltbar erweist oder ob sich Argumente dafür finden lassen, inwiefern sich in einer Wende der Wende der Gegensatz von Freiheit und Natur überwinden lässt.

Schließlich sollen im vierten Teil Vorschläge gemacht werden, welche Konsequenzen sich aus einer doppelten Kopernikanischen Wende für unser Selbst- und Weltverständnis, für unsere

Freiheits- und Naturauffassung und schließlich auch für die konkrete Bildung und Forschungstätigkeit ergeben können.

Christoph Binkelman (Berlin)

Welche Vergenz verträgt die Moral?

Der evolutionswissenschaftliche Umgang mit ethischen Problemen

In seinem Buch *Philosophische Anthropologie im biologischen Zeitalter* (Frankfurt a.M. 2006) vertritt Christian Illies die These einer „Konvergenz von Natur und Moral“. Demnach lässt es ein wichtiger Strang der evolutionswissenschaftlichen Modellierung des Menschen zu, dass die natürliche Evolution mit einer „normativ geforderten Teleologie“ in der „Evolution der Moralsysteme“ zur Konvergenz gebracht werden kann. Illies ordnet sich mit dieser These – trotz markanter Unterschiede – in die Tradition der Kantischen Aussage ein: „Man tut am besten anzunehmen, dass die Natur im Menschen nach demselben Ziele hinwirkt, wohin die Moralität treibt.“

Im Ausgang von den Ausführungen Illies' soll im Vortrag der evolutionswissenschaftliche Umgang mit Fragen der Moralbegründung dargestellt und kritisch hinterfragt werden. Im Zentrum stehen dabei die Konvergenz-günstigen Faktoren Anpassung, Altruismus und Selbsterhaltung. Unter diesen werden Möglichkeiten verstanden für eine Theorie (wie diejenige Illies', aber nicht allein), eine Konvergenz von durch Biologie und Evolutionstheorie beschreibbarer Natur und der Moral anzunehmen.

In der Tat finden sich bereits bei Kant Ansätze für eine normativ geforderte Konvergenz von Natur und Moral. Ein genauerer Blick auf den Kantischen Naturbegriff zeigt jedoch schnell die Grenzen einer derartigen Lesart auf: Bei Kant finden sich im Wesentlichen zwei Naturvorstellungen, die streng voneinander unterschieden werden müssen und nur zum Teil eine Konvergenz mit der Moral zulassen. Danach definiert Kant die Moralität einerseits durch eine positive Vergenz (Konvergenz) zum einen Na-

turbegriff, andererseits durch eine negative Vergenz (Divergenz) zum anderen Naturbegriff. Eine Klärung dieses Verhältnisses soll weitere Aufschlüsse liefern, die auch für die heutige Diskussion um biologische Modelle vom Menschen und ihren ethischen Implikationen von Belang ist.

Im letzten Teil des Vortrags soll die negative Vergenz der Moral in ihrer Wichtigkeit hervorgehoben werden. Es wird zunächst die Frage gestellt, ob es Vertreter von evolutionswissenschaftlichen Ansätzen gibt, die diesen Aspekt betonen. Verdeutlicht wird die Divergenz durch die Gegenbegriffe zu den Konvergenz-günstigen Faktoren Anpassung, Altruismus und Selbsterhaltung. Diese Gegenbegriffe werden in ihrer Relevanz für die Moralität unter Verweis auf zentrale Theoretiker vorgestellt. Sie lauten: Widerstand (Sartre), Egoismus (Stirner) und Selbstbewusstsein (Hegel). Es soll am Ende gezeigt werden, dass und warum gerade diese Faktoren in den evolutionswissenschaftlichen Modellen des Menschen zu kurz kommen.

Cristiana Senigaglia (Triest/München)

Bioethik im Leistungssport und ihr Verhältnis zur Ökologie

Der Entstehungsprozess der „agonalen“ Veranstaltungen und die Art und Weise ihrer Organisation bzw. Institutionalisierung bedingen von Grund auf den Bezug auf biologische Modelle sowie die Bedeutung ihrer ethischen Ansprüche. Der altgriechische Wettkampf ist insbesondere durch drei unterschiedliche Komponenten gekennzeichnet: 1) die Bewältigung äußerlicher bzw. natürlicher Schwierigkeiten; 2) die Übertragung des Kampfgeistes auf eine „ludische“ (und daher geregelte und nicht mehr auf Leben und Tod ausgerichtete) Ebene; 3) die Einbeziehung der Öffentlichkeit in der Form von Richtern und Zuschauern. Daher rücken mindestens implizit biologische Modelle in den Vordergrund, welche Konflikte in der Natur und mit der Natur als grundsätzlich ansehen und dabei nicht nur das reine Überleben, sondern

einen Machtbeweis herausfordern. Andererseits verlangt der öffentlich-„ludische“ konzipierte Rahmen eine Normativität sowie Besänftigung der ursprünglichen Antriebe, die auf eine Ordnung hinausläuft. Die Akzentuierung der Leistungsgesellschaft und des Prozesses der Bewältigung der Natur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Suche nach einer geregelten Ausdrucksform des Wettkampfes und die emotionale Einbeziehung eines breiten Publikums befördern zuerst eine strenge Reglementierung der sportlichen Disziplinen und des Benehmens der Konkurrenten, die der Erwartung entsprechen sollen, hohe Leistungen zu erbringen und gleichzeitig ein faires Verhalten zu zeigen. Die Zuspitzung der Herausforderung, die körperliche und psychische Belastung der Wettkämpfer und die folgenschweren Konsequenzen, denen sie ausgesetzt werden, weisen dennoch insbesondere in den letzten Jahrzehnten auf eine Thematisierung der zuträglichen Belastung, der einzuhaltenden Grenzen und der „nachhaltigen“ Lebensentwicklung hin, die mit dem Problembereich der ökologischen Ethik viele Analogien aufweist und daher zeitlich wie thematisch darauf bezogen werden kann. Schwerpunkt des Vortrags soll die Behandlung wichtiger Fragen im Zusammenhang mit der Bio- und Umweltethik sein, die gleichzeitig aber eine Komplexität der Ebenen mitberücksichtigt, die mit der Fairness, den geregelten Verhältnissen sowie Abläufen konfrontiert wird sowie der Funktion der Öffentlichkeit und den Medien Rechnung trägt, aber sie auch von einem ethischen Standpunkt aus problematisiert.

Benedetta Bisol (Berlin)

Bionische Körper: die Interaktion zwischen Körper und Technik am Beispiel der Prothetik

Oscar Pistorius, ein unterschenkelamputierter Leichtathlet, der mit dem Einsatz speziell angefertigter Beinprothesen Resultate erzielte, die das Niveau erreichten, um an Olympiaden teilzunehmen, sorgte in der Sportwelt für Aufregung: Sein Fall wurde in den Medien als Beispiel

des sogenannten *Techno-Dopings* dargestellt. Der Vorwurf basierte insbesondere auf der Behauptung, dass die sportliche Leistungsfähigkeit Pistorius' eher auf die Prothesen als auf seine *natürliche* Leistungsfähigkeit zurückzuführen sei.

Nach dieser Einschätzung stellen biotechnologische Optimierungs- und Potenzierungsversuche (Techno-Doping) sowie auch pharmazeutische Leistungssteigerung (Doping im klassischen Sinne) eine Gefährdung für den Sport dar. Diese Ansicht gründet sich auf dem im Sportmilieu weit vertretenen Ansatz, Natürlichkeit sei in der Sonderwelt des Sports ein zu verteidigender Wert und ein orientierendes Ideal.

Mit explizitem und direktem Bezug auf das Kriterium der Natürlichkeit erörtert mein Beitrag die Frage der Intervention am menschlichen Körper, die durch Rekurs auf prothetische Anwendungen geschieht. Dabei fokussiere ich aus einer philosophischen Perspektive auf Fragen, die die Interaktion zwischen Körper und Prothese betreffen. Mein Anliegen ist dabei, die komplexe Relation zwischen Künstlichkeit und Natürlichkeit, die in diesen Fällen eintritt, aufzuzeigen. Insbesondere bei Implantaten neuester Generation zeigt sich, dass eine dichotomische Auffassung des Verhältnisses zwischen dem *natürlichen* Körper und der *künstlichen* technologischen Implementierung zum epistemologischen Verständnis der Interaktion zwischen Menschen und Maschine nicht beiträgt. Im Gegensatz dazu etabliert sich ein Wortschatz, der in verschiedenen Hinsichten auf Hybridität hinweist (etwa: biohybride Körperteile, Biofakten). Aus dieser Analyse ergeben sich eine Reihe begrifflicher und methodologischer Voraussetzungen, anhand derer das Ideal der Natürlichkeit der sportlichen Performance kritisch betrachtet werden kann. Durch Kontrastierung zwischen dem Ideal der Natürlichkeit und dem Ideal der Leistungsoptimierung und –potenzierung, die zugleich den zeitgenössischen Sport prägen, beziehe ich mich zum Schluss auf die ethischen Implikationen prothetischer Opti-

mierungsversuche, die Leistungssteigerung im sportlichen Kontext beabsichtigen.

Dorit Simon (Berlin)

*Das Gesundheits-Kontinuum der Salutogenese
Ein gesundheits-psychologisches Modell und seine ethischen Implikationen*

Nicht nur beim Thema „Doping“ stand und steht Gesundheit als zentrales Argument gegen Doping im Mittelpunkt der Debatte. Gesundheit ist eines der viel besprochen und viel geförderten Themen in Forschung und Feuilleton. Gibt es einen neuen Mangel an Gesundheit oder eine neue Gesundheit, die dieses auffällige Interesse begründet?

Herkömmlich erscheint Gesundheit als ein evidenter Wert an sich. Sie ist im Sinne eines absoluten Vorhandenseins, lebendig sein, die biologische Bedingung, überhaupt etwas zu wollen. So ist das Recht auf Gesundheit auch umfassend gesetzlich verankert und jegliches gesundheitsschädigende Verhalten stellt eine Straftat dar. Diese allgemeine Bestimmung verliert ihre Plausibilität, sobald Gesundheit nicht mehr als absolut verstanden wird. Was oder wer ist dann wirklich gesund?

Antonovsky (1979) stellt mit seinem Salutogenese-Modell einen differenzierteren Gesundheitsbegriff vor. Gesundheit ist nicht mehr als absolutes Positivum gegenüber Krankheit oder Tod zu verstehen ist, sondern als ein Mehr oder Weniger Gesundsein im Lebendigsein. Das Modell erfreut sich höchster Beliebtheit mit der Begründung, dass nun Gesundheit ausgehend vom komplexen Erleben, Verhalten einer Person und ihrer Umwelt verstanden wird, statt vom biologischen oder medizinischen Standpunkt der Symptombetrachtung. Aber ist dieses psychologische Konzept und seine derzeitige Umsetzung tatsächlich eine Absage an einen biologischen Reduktionismus?

Die Fragen a) wie sich Gesundheit oder Gesundsein definiert, mithin b) feststellen lässt und c) wie sie sich beeinflussen lässt, werden mehr denn je diskutiert. Denn das Kontinuum

„Gesundsein“ führt Gesundheit als quantitative Kategorie ein. Nun kann Gesundheit ein bisschen gefördert oder ein bisschen geschädigt werden und sie verschwindet nie. Mit dieser Portionierung finden sich viele neue Probleme. Denn nun ist ein Maß für Gesundheit und sind Normen notwendig, um beispielsweise Gesundheitsschädigung ausdrücken oder ggf. sanktionieren zu können.

Der Mangel an Maß und legitimer Norm findet z.B. seinen Ausdruck in der Vielzahl von neuen „Kämpfern“ für die Gesundheit: Die Krankenkasse, der Anbieter von functional food oder biologischen Lebensmitteln, das Fitnesscenter, der Arbeitgeber und viele mehr fordern zu gesundem Handeln auf. Diese fürsorgliche Forderung nach gesundem Lebensstil wird nicht mehr von der Person selbst, sondern außerhalb ihrer laut. Die Person zeigt sich zunehmend „verantwortungslos“, indem sie nur einige wenige Angebote wahrnimmt.

Damit eröffnet sich das Wirkfeld der Gesundheitspsychologie. Sie bringt die Personen mit ihrem gesundheitsgefährdenden Lebensstil zur Vernunft und zu ihrer Pflicht. Der Gesundheitspsychologe versucht, mittels eines ganzheitlichen Verständnisses von Gesundheit das Erleben und Verhalten von Personen zu erforschen und so zu beeinflussen, dass diese gesund bleiben bzw. gesünder werden. So wird der Psychologe zuständig für Ernährung, Sport, Hygiene, Freizeitaktivitäten, den Arbeitsplatz usw. Denn jeder Lebensbereich hat Einfluss auf die Gesundheit. Der Gesundheitspsychologe wirkt überall mit, wo ein bisschen Gesundheit gefördert werden kann.

Der Vortrag will nach einer Darstellung der Grundprinzipien und der aktuellen Anwendung des Salutogenesemodells auf die immanenten Widersprüche und produzierten Paradoxa aufmerksam machen. Der vorherrschende Gesundheitsbegriff wird in seiner Interdependenz zum (psychologischen) Methodenkanon und der zugrunde liegenden Menschenbilder verortet und diskutiert. Hierfür werden Operationalisierungen, d.h. Messverfahren für Gesund-

heitsindikatoren beispielhaft hinzugezogen. Ethische Implikationen werden herausgearbeitet und Thesen zur weiteren Explikation und Diskussion des Gesundheitsbegriffs abgeleitet.

Elvan Kut (Zürich)

Der unmoralische Wirkstoff

Eine Betrachtung pharmakologischer Modelle der Leistungssteigerung

Im Leistungssport ist die Einnahme leistungssteigernder, gesundheitsgefährdender oder die Ideologie des Sportsgeistes verletzender Wirkstoffe und Methoden verboten. Die Zuteilung eines Wirkstoffes in die jährlich veröffentlichte Liste der verbotenen Stoffe wird dabei von der Welt-Anti-Doping-Agentur basierend auf pharmakologischen Wirkungsmodellen vorgenommen. Die molekulare Struktur und Darreichungsform einer Substanz bestimmen ihre pharmakokinetischen und -dynamischen Eigenschaften. Das heisst, ihre chemische Anordnung gibt vor, wie schnell, wie selektiv und wie stark sie mit ihren physiologischen Zielstrukturen wechselwirkt, was wiederum die Art und Intensität der ausgelösten biochemischen Signale festlegt. Es ist diese Grundannahme der modernen pharmazeutischen Wissenschaft, die der internationalen Einteilung von Wirkstoffen in Arzneistoffklassen und der Zuordnung von Wirkungsbeschreibungen, wie z.B. *entzündungshemmend*, *stimmungsaufhellend*, *berauschend* und *leistungssteigernd* zugrunde liegt. Nun sollte man aber bekannterweise die Rechnung nicht ohne den Wirt machen. Der menschliche Metabolismus ist ein dynamisches System. Eine wachsende Anzahl wissenschaftlicher Daten zeigt, dass die physiologischen Zielstrukturen eines Individuums in Abhängigkeit genetischer, kontextueller und temporaler Determinanten variieren und damit auch die Wirkung einer Substanz modulieren können. Erkenntnisse aus der Systembiologie, die den Organismus mit seinen vielfältigen regulatorischen Prozessen in seiner Gesamtheit zu verstehen versuchen, ergänzen die pharmakologi-

schen Wirkungsmodelle zunehmend und gewinnen auch in der Dopingforschung an Bedeutung. In der Dopingkontrolle, in der Schwellenwerte nachgewiesener Substanzen oder deren Metaboliten juristisch relevant sind, sollten nicht zuletzt auch diese pharmakologische Überlegungen, die die Verortung moralischer sowie rechtlicher Attribute einer leistungssteigernden Wirkung ausschließlich in der molekularen Struktur des Wirkstoffes in Frage stellen, berücksichtigt werden.

Patrick Grüneberg (Berlin)

Funktion von Reduktionismen

Methodologische Fragen an eine der Konstituenten wissenschaftlicher Forschung

Wissenschaft ohne Reduktion ist nicht vorstellbar, insofern eine je spezifische Reduktion den Untersuchungsgegenstand einer Disziplin konstituiert. In biologischen Modellen wird der Mensch auf die biologischen Grundlagen reduziert.

Während eine solche Reduktion also zunächst konstitutiv für einen disziplinären Zugang ist, ergeben sich meist Probleme, wenn die spezifischen Erkenntnisse wieder in den Gesamtzusammenhang, aus dem der je disziplinäre Untersuchungsgegenstand gewonnen wurde, rückübertragen werden. Dabei passiert es schnell, dass die zugangsspezifischen Resultate vorschnell verallgemeinert werden. Das führt dann dazu, dass der Mensch beispielsweise *ausschließlich* als ein biologisches Wesen betrachtet wird. Folgen sind beispielsweise evolutionäre Konzeptionen menschlicher Erkenntnis oder gesellschaftlicher Verhältnisse, die dann lediglich das Resultat biologisch fundierter Selektionsprozesse bilden. Auch die Biologie kann ihrerseits Gegenstand einer Reduktion werden. Physikalistisch basierte Ansätze benennen als ihren Untersuchungsgegenstand die in der Physik gültigen Elemente der Wirklichkeit und reduzieren alle anderen Phänomene auf diese Elemente.

Problematisch wird eine solche Reduktion also erst, wenn eine Übertragung auf andere Phänomenbereiche stattfindet. Gleichzeitig ist eine solche Übertragung aber erwünscht, wenn die Erkenntnisse beispielsweise der Biologie auch in anderen wissenschaftlichen und Lebensbereichen anwendbar sein sollen. In methodischer Perspektive heißt das, dass Reduktionen auf eine reflektierte Weise eingesetzt werden müssen: Nach der spezifischen, für eine Disziplin konstitutiven Reduktion der Wirklichkeit auf ihren Gegenstandsbereich und weiterhin auf ihren Untersuchungsgegenstand muss bei der Übertragung der so gewonnenen Resultate der spezifische Charakter der Reduktion reflektiert werden, um den für den Gesamtkontext relevanten Aussagegehalt der spezifischen Fachkenntnisse zu ermitteln. Mit Blick auf biologische Forschung, insbesondere die Pharmazie, entstehen hinsichtlich der konkreten pharmazeutischen Produkte noch weiterführende Aspekte, die die Anwendbarkeit betreffen. Mit pharmazeutischen Präparaten werden den Konsumenten Mittel an die Hand gegeben, die teils mit gravierenden Eingriffen in den Organismus und damit in den Lebenskontext einhergehen. Während eine bestimmte Wirkung also pharmazeutisch möglich und in Bezug auf bestimmte Symptome auch erwünscht ist, heißt das noch nicht, dass ein solches Präparat auch zugleich für den gesellschaftlichen Anwendungskontext geeignet ist. Die Rückübertragung reduktiv gewonnener Resultate erfordert daher zunächst ein Verständnis der zugrundeliegenden Reduktion.

Um diese Problemlage aufzuschließen, werde ich die methodologische Funktion von Reduktionismen anhand des Zusammenhangs von physikalistischer und biologischer Reduktion untersuchen. Ein Vergleich beider fachspezifischer Perspektiven soll zeigen, wie die Komplexität der Gesamtwirklichkeit der menschlichen Lebens- und Existenzverhältnisse auf einen Teilaspekt dieser Gesamtwirklichkeit eingeschränkt wird. Diese Analyse liefert ihrerseits entscheidende Hinweise, welche Momente es

bei der Rückübertragung fachspezifischer Erkenntnisse in den genannten Gesamtzusammenhang zu berücksichtigen gilt. Veranschaulichen werde ich diese Untersuchung anhand eines Beispiels aus der Enhancementdebatte.

Martin Boyer (Zürich)

Doping und pharmakologische Wirkungszuschreibung

Klinische Studien prüfen als letzte Stufe des Entwicklungsprozesses die Sicherheit wie auch die Wirksamkeit eines Wirkstoffs und ebnet ihm dadurch den Zugang zum Markt. Dabei wird angenommen, dass die Reproduzierbarkeit der Medikamentenwirkung auf einer gezielt steuerbaren Wechselwirkung zwischen der Substanz und einer physiologischen Zielstruktur beruht, und zudem unabhängig ist vom Kontext, in dem die Einnahme erfolgt. Gleichzeitig werden durch die ethisch notwendige Deklaration des Studienziels in den beteiligten Versuchspersonen unvermeidlich Erwartungshaltungen induziert, welche die Medikamentenwirkung beeinflussen können.

In Anbetracht der Fülle an Literatur zur Placeboforschung stellt sich die Frage, inwiefern ein Wirkstoff, der in ein hochkomplexes System wie den menschlichen Körper eingebracht wird, ausschliesslich für die messbaren Veränderun-

gen verantwortlich gemacht werden kann. Die Einnahme eines Wirkstoffes, sei es zur Therapie, Leistungssteigerung oder zur Berausung ist an historisch gewachsene und verinnerlichte Glaubenssysteme gekoppelt. Die physiologischen Manifestationen der Glaubens- und Erwartungshaltungen, wie beispielsweise die Ausschüttung von Neurotransmittern, die mit der Einnahme eines Wirkstoffes einhergehen, sind auch im Hochleistungssport nicht zu vernachlässigen. Gerade hier handelt es sich um ein Paradebeispiel einer hochaufgeladenen sozialen Situation, in der unzählige Anspruchsträger die Verhaltens- und Leistungserwartungen des Individuums "Sportler" antreiben. Die körperliche und geistige Verfassung des Sportlers bilden mit dem Wirkstoff eine komplexe Konstellation, in der die Wirkungen der einzelnen Faktoren kaum voneinander zu trennen sind.

Es soll hier nicht der Eindruck erweckt werden, die chemische Seite habe kein Gewicht und das aus ihrer Resultierende sei reine Einbildung. Vielmehr soll im Rahmen dieses Vortrages die Frage aufgeworfen werden, welche Wirkfaktoren bei der Medikamentenwirkungszuschreibung berücksichtigt werden, und inwiefern es möglich ist, einem Molekül eine Wirkung zuzuschreiben und diese getrennt von den durch die Substanz geweckten Erwartungen und deren physiologischen Reaktionen zu beurteilen.

